

Durs Grünbein

Auf der Akropolis

»Aber bist du mir jetzt näher und bin ich es dir?«

Friedrich Schiller

Er war nie hier. Auch diese nicht, und der und jener –
 Die Kleinstaatdeutschen mit dem Herz in Griechenland.
 Bis nach Sizilien kamen sie, Bordeaux. In Jena
 Durchdachte einer, was er seit der Schulzeit kannte,
 Und blieb doch fern. Wie Diener tuschelnd vor der Tür,
 Berieten sie, die Kenner, sich in Philosophensprache.
 Die Steine, von Touristen, Kodakjägern heut berührt,
 Sie sind noch da, streng nummeriert, gefallne Pracht,
 Und schweigen doch, die Säulen, abgewetzt, die Stufen.
 Nur einer hat ihn noch gespürt im Leib, Apollons Schlag.
 Ein Andres immer suchend, darbt er, an fernen Ufern.
 Ein Tempelberg, und ringsum Reisebusse, Tag für Tag.
 Die Väter schwärmten, heimatlos, und der verlorne Sohn,
 Vom Zufall hergeweht, kommt eines Tags dort oben an.
 Was er da sieht, verstört, ist das von alters her Gewohnte:
 Den Müll, ein blaues Kleid, die Biene überm Thymian.

Aut: Durs Grünbein: Strophen für übermorgen. Gedichte © 2007 Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main

Anfang Februar. EasyJet-Bomber nach Athen, der Nebenmann ein Grieche, Geschäftsmann, er lebt seit-mehr als dreißig Jahren in Deutschland. Es kommt zum Gespräch über sein Heimatland: Nichts ist besser geworden, sagt er. Die Krise ist ohne Ende. Er redet von Tsipras, der EU, den Flüchtlingen auf Kos. Er ist immens pessimistisch, düstere Prognosen für den Kontinent. *Clusterfuck*, sagt er, dieses amerikanische Wort, das so etwas wie »an zu vielen Stellen irreparabel beschädigt« bedeutet. Ruiniert.

Wie bestellt im abendlichen Athen dann auch gleich Generalstreik, das Volk demonstriert gegen Renten Kürzungen, nichts geht mehr am Flughafen, gestrandete Touristen vor dem Terminal. Später, im Hotel, Bilder auf CNN von Zusammenstößen zwischen Demonstranten und Polizei in der Innenstadt, die Demonstranten werfen Molotowcocktails, ein Polizist fängt Feuer, seine Kollegen ballern wie von Sinnen mit Tränengasgranaten.

Der Blick aus dem Fenster geht auf eine felsige Erhebung in der Mitte der Stadt, die Akropolis, einst Festungs- und Tempelberg. Ganz oben Säulen, die Überreste einer untergegangenen Zivilisation, leuchtend angestrahlt. Man schaut seltsam scheu hinauf.

Durs Grünbein war dort, deswegen diese Reise. Wegen dieses Gedichts, das nach der ersten Lektüre bitter schmeckt, nach Enttäuschung, dem Ausbleiben von etwas. Der Dichter steht auf der Akropolis, vor diesem Ensemble aus einem Eingangsgebäude und drei Tempeln. Er denkt an die deutschen Klassiker, denen die griechische Antike so viel, fast alles, bedeutete und die trotzdem diesen Ort nie sehen durften, weil Athen zu weit weg war und von den Osmanen besetzt. Grünbein denkt an Schiller, der in der attischen Demokratie das erste humane Staatswesen sah. An Goethe, der schrieb, nie habe die Menschheit schöner geträumt als in Griechenland. An Hölderlin, dessen Held Hyperion für die Freiheit der Griechen kämpfte und das dunkle, enge Deutschland nicht ertrug. Dieser Moment sollte groß sein, aber Grünbein fühlt: wenig. Nummerierter Stein, gefallene Pracht. Schweigen. Schlimmer noch, da sind lauter andere, fotografierende Besucher, der Dichter nennt sie Kodakjäger, und das ist so viel Müll. Eine ziemlich zeitgemäße, aufgeklärt depressive Erfahrung. Das ist halt Massentourismus, das sind leer gegogene Symbole, das schweigt stumm.

Was wohl bedeuten würde, dass die Akropolis kaum lohnt, kaum jedenfalls,

wenn man der Antike und der Klassik nahekommen will. Nur noch was für die Kodakjäger, für Selfie-Trottel, #athenurlaub2016?

Vielleicht besser, den eigenen Besuch auf dem Gipfel seelisch ein bisschen vorzubereiten. Man will innerlich Anlauf nehmen, bevor man sich dem Ort nähert. Am ersten Tag regnet es ohnehin, also Verabredung mit Dimitrios Panderimalis, dem Leiter des Akropolis-Museums, das unten liegt, am Fuße des Hügels. Panderimalis ist ein feiner alter Herr, Jackett aus dunkelblauem Cord, Schlips mit winzigen Giraffen darauf. Er spricht fließend Deutsch, vor Ewigkeiten hat er in Freiburg studiert. Panderimalis sagt, er finde das alles ein bisschen verklärt, dieses Griechenlandgetue der Klassiker. Das Perikleische Zeitalter, als das demokratische Athen die mächtigste Polis auf dem Peloponnes war und das Ensemble oben errichtet wurde, sei keineswegs ideal oder geradezu außerirdisch vollkommen gewesen, habe nicht bloß aus Mythen, wandelnden Philosophen, singenden Dichtern und arkadischem Licht bestanden.

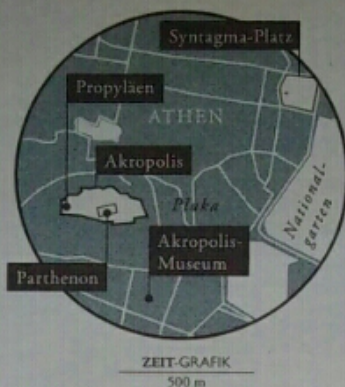
Von Goethe und Konsorten zum Beispiel wenig rezipiert: die politischen Schachzüge damals. Die Perser hatten die

Tempel auf der Akropolis im Jahr 480 vor Christus zerstört. Perikles, als Strategos sozusagen Bundeskanzler Athens, wollte sie neu errichten lassen, auch um den Glanz der freien Stadt zu demonstrieren. Dafür brauchte er allerdings die Zustimmung der (männlichen!) Bürger Athens, er musste die Pläne durch Abstimmungen bringen, Krittler kleinkriegen. Auf der Akropolis stellte man Steintafeln auf, dem Volk wurden die Kosten und Bauzeiten der einzelnen Projekte präsentiert: Transparenz. Gegenüber seinen Gegnern argumentierte Perikles mit den vielen Arbeitsstellen, die das Projekt schaffen würde. Ein attischer New Deal, der Staat beschäftigt sein Volk.

Vom Café im Museum hat man einen fantastischen Blick auf den Hügel. Auf die Säulen des Parthenon, dieses Tempels, den die Athener ihrer Stadtgöttin Pallas Athena Parthenos geweiht hatten. Panderimalis redet jetzt über dessen Schönheit: dass keine seiner Linien gerade sei, weil die Architekten durch leichte Krümmungen die Harmonie des Baus steigern wollten. Er spricht von der Schwellung der dorischen Säulen, der mathematisch ausgeklügelten Krümmung von Architrav und Unterbau. So präzise berechnet alles, dass kein Stein an einer anderen Stelle

Sie gehört
den Göttern und sollte
den Glanz der
freien Stadt demonstrieren:
Die Akropolis im
arkadischen Abendlicht





sitzen könnte. Die Architekten hatten einen wissenschaftlich geschulten Willen zur Ästhetik.

Und dieser ganze Aufwand, warum? »Diese Sachen waren schön, weil sie den Göttern gehörten«, sagt Pandermalis. »Nicht um ihrer selbst willen.«

Draußen regnet es noch immer, kein Wetter für Heiligtümer, also heute erst mal Sondierung der Umgebung. Eine hässliche Stadt ist das, in der Baulöwen gewütet haben, der Kapitalismus ruppig Beton übereinander-, nebeneinandergestapelt hat, kein Gedanke an Harmonie wurde verschwendet. Weiter außerhalb das gottverlassene Olympiagelände, Rollschuhfahrer, verstaubte Gewichte hinter Glas im abgesperrten Velodrom, auf den ewigen Parkplätzen spielen Bangladescher Cricket. In der Innenstadt verammeltes Geschäft, wenige Menschen in den Straßen, der Syntagma-Platz, Symbolort des Kampfes zwischen dem griechischen Volk und den anonymen Kräften der politischen Ökonomie. Graffiti überall: »Oxi«, »Refugees Welcome«, »Fuck EU«. Es geht einem an die Nieren, es ist deprimierend.

Am nächsten Tag scheint endlich die Sonne über Athen. U-Bahn zur Haltestelle Akropolis, von dort ein Spaziergang von 15 Minuten, vorbei an ersten Ruinen: ein verfallenes Theater, irgendwelche Felsblöcke im Gras, Eisentore, vor denen sich schon die ersten Touristen ablichten. Es geht durch einen Olivenhain, dann plötzlich ist man oben und schreitet durch die Propyläen – das Eingangsgebäude, das dem Brandenburger Tor Pate stand. Seine dorischen Säulen ragen geköpft in den blauen Himmel, der Marmor ist von einer Farbe wie hellster Sand. Eigenartig bescheidene Proportionen an diesem Ort: Gewaltig ist das alles nicht, es erschlägt einen nicht Petersdom-Style, sondern wirkt irgendwie zugänglich und weltlich.

Hinter dem Eingang ist die ganze Anlage mit einem einzigen Blick zu erfassen. Hier oben ist die Akropolis flach und kahl. Im 19. Jahrhundert wurde alles, was nicht klassisch aussah, abgetragen. Geblieben sind die Ruinen des Perikleischen

Zeitalters, ein paar Container, in denen die Aufsicht haust, der ein oder andere Baum, ein Fahnenmast. Man bewegt sich über Kieswege und zerfurchtes Gestein, in dessen Aushöhlungen der Regen des Vortages steht.

Der Müll ist da, die Kodakjäger sind es auch. Eine Kickboxgruppe posiert in roten Trainingsanzügen stumpfgesichtig vor den Karyatiden, diesen Mädchen, die säulengleich einen Teil des Erechtheion-Tempels tragen und gefühlt an jeder zweiten Gründerzeitfassade von Berlin kopiert wurden. Es ist laut hier oben, es windet. Knattern der griechischen Flagge im Wind, Auslösergeräusche von iPhones und Galaxy's, Gerede und Geschrei. Wenn man sich ein bisschen umsieht, entdeckt man aber auch stillere Winkel. Da kann man sich in die Sonne setzen und den Parthenon in Ruhe betrachten: Früher muss das Ding geradezu barock ausgesehen haben, bunt angemalt, über und über mit Skulpturen vollgestellt, die farbig waren und vergoldete Messingbeschläge hatten. Über die Jahrhunderte wurde das Gold wieder abgepflickt, der Tempel zur Kirche, zur Moschee, zum Pulverlager umfunktioniert und bei Belagerungen renitent beschossen, bis die heutige Ruine übrig blieb: kein Dach mehr, die meisten Säulen nicht mehr heil, die Skulpturen abtransportiert in Privathäuser, königliche Sammlungen und das Akropolis-Museum. Ziemlich nackt und kaputt also, das Ganze.

Wobei, auf dem Giebel an der Ostseite ist noch was zu sehen. Links unten: Pferdeköpfe, die Rosse des Sonnenwagens. Helios bringt einen neuen Morgen. Zusammen mit den übrigen, fehlenden Skulpturen zeigte das Figurenensemble die Geburt der Athena: Zeus hatte seine schwangere Geliebte Metis verschlungen, weil ihre Kinder ihn der Prophezeiung nach stürzen sollten. Danach litt er unter Kopfschmerzen. Der Gott der Schmiedekunst, Hephaistos, schlug ihn auf den Schädel, und heraus sprang die aus Konflikt geborene Athena, die Göttin der Weisheit.

Das war einst das Thema fast aller Skulpturengruppen auf dem Parthenon:

Unterkunft:

Das Hotel Divani Palace Acropolis befindet sich in fußläufiger Nähe zur Akropolis. Einige Zimmer bieten einen fantastischen Blick auf den Hügel.

Tel. 0030-210/928 01 00, divaniacropolis.com, DZ ab 99 Euro

Essen:

Im Restaurant Klimataria erlebt man echt leckere griechische Küche, guten Hauswein, Musik und lachende Griechen.

Pl. Theatrou 2, Tel. 0030-210/321 66 29

Museum:

Das Akropolis-Museum besucht man am besten

noch vor der Akropolis selbst: Man lernt dort viel über die Geschichte des Hügels; die Sammlung an Skulpturen und Artefakten ist gigantisch. theacropolismuseum.gr/en

Olympiagelände:

Das Gelände im Stadtteil Maroussi ist geprägt von Bauten des spanischen Stararchitekten Santiago Calatrava.

Information:

discovergreece.com

der Kampf Griechen gegen Perser, Griechen gegen Amazonen, Götter gegen Titanen. Alles immer Agon, der Wettstreit der Kräfte. Das eine will das andere vernichten. Ein Tempel der Auseinandersetzung, nicht des Triumphes einer Kraft. Irgendwie sehr anders als das, was uns heute vorschwebt. Wir wollen ja immer, dass das Gute gewinnt und es danach klar, eindeutig, still wird. Wir leiden darunter, dass das nie gelingt. Vielleicht ist es viel weiser, den unaufhörlichen Kampf als Grundthema der Welt zu akzeptieren. Und im universalen Widerstreit der Kräfte das Göttliche zu erkennen, statt dessen Abwesenheit.

Wie man so in der Sonne sitzt und den Parthenon betrachtet, passiert etwas. Am Anfang ist das nur so ein Mona-Lisa-Effekt. Man hat das Ding schon Tausende Male auf Fotos gesehen, und es ist, wenn es dann in echt vor einem steht, es ist einmal merkwürdig schön. Doch allmählich beginnt die Ruine sich von den Krusten aus Geschichtsunterricht, Überhöhung und Repro-Drucken zu befreien. Das Licht hier oben auf dem Hügel ist immens hell. Man kneift die Augen zusammen, das Gebäude verschwimmt, plötzlich kann die Fantasie es reparieren, heil erscheinen lassen. Der Parthenon wirkt nun doch, anders als der realistische Pandermalis das gern hätte, ideal und geradezu außerirdisch vollkommen. Die Kodakjäger verwandeln sich in alte Athener, man stellt sich vor, dass sie zwischen ihren Geschäften hier heraufkommen, um sich auf die Stufen zu setzen oder den Göttern Opfer zu bringen. Das Licht ist fast unerträglich gleißend jetzt, der Marmor immer weißer, immer rätselhafter und lauter die Frage, wie sich Menschen etwas einfallen lassen konnten, das so schön ist, dass es Jahrtausende des Ruins und der Verkitschung irgendwie überstanden hat.

Es läuft also alles anders als bei Grünbein, und das Fortgehen fällt am Ende schwer. Man will irgendwie alles innerlich festhalten, Gehirnkodaks einfangen, einen Hut abnehmen, den man nicht trägt, sich verbeugen. Dem Volk, das der geistesaristokratische Grünbein an die-

sem Geburtsort der Demokratie nicht sehen mochte, geht es zumindest teilweise ähnlich: »Una architectura inspirada, transcendente«, sagt der Familienvater aus Buenos Aires zu seinen Söhnen, mit denen er sich dann zwar auch ablichten lässt, aber er ist trotzdem nicht blind, ohne Gefühl für den Ort, und bestimmt sind das viele andere Besucher auch nicht.

In der Innenstadt zurück, sind die Säulen aus Beton. Mopedgeschnatter, schmelzender McSundae auf dem Trottoir vor McDonald's, fliegende Händler mit Louis-Vuitton-Imitaten. Ein Schizo auf dem Syntagma-Platz brüllt, alle gehen vorbei. Alte Damen rösten Mais auf Holzkohlegrills. Merkwürdig, wie viel weniger schmerzhaft sich das alles nach dem Besuch dort oben anfühlt. Agon. Dem Aufbau folgt der Ruin folgt der Aufbau. Ordnung streitet gegen Chaos, die Herren gegen die Knechte. Das ist die Welt. Das ist so, war immer so. Man darf sich davon nicht erschrecken lassen, man darf aber auch nicht müde werden. Es geht immer weiter mit dem Streiten für das, woran man glaubt.

Im Café des Numismatischen Museums ein letztes Treffen, mit Anastasia Antonopoulou, Leiterin der Germanistik an der Universität Athen. Die Griechin erkennt in dem Grünbein-Gedicht so viel mehr als der Besucher; Anspielungen auf Hofmannsthal, den ersten großen Griechenlandsreisenden unter den deutschsprachigen Dichtern, oder an Freuds *Erinnerungsstörung auf der Akropolis*. Antonopoulou schüttelt den Kopf über den Eindruck, Grünbein sei bitter. Auf der Akropolis sei doch gar nicht pessimistisch. Da, die letzte Zeile: »Die Biene überm Thymian.« Professorin Antonopoulou lächelt, streicht über das Papier. Der Thymian, der Duft, die Biene, das blaue Kleid im Licht. Da habe sich nichts verändert, das seien Sinneserfahrungen, wie sie vielleicht Perikles selbst gemacht hat. »Er sieht es doch da auf einmal wieder«, sagt sie: »das Lebendige!«

Sie hat natürlich recht. Grünbein also auch: Der Ort da oben ist nicht tot, er lebt, irgendwo zwischen den Steinen und unseren Köpfen.